

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338927](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338927)

„Wir Friedrich Rudolf von Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Herr zu Heben und zu Husen im Kinzigtal, tun Allen kund und zu wissen, daß wir in Ansehen der Verhältnisse und auf besondere Fürbitt unserer gnädigen Gemahlin Maria Magdalena, verwitwete RheingrÄfin, geborene GrÄfin zu Hanau-Lichtenstein, der ledigen Christa Kellerin zu Wolfach, so wegen Versuchs der Kindstötung durch unser gesetztes Landgericht der Herrschaft Kinzigtal zum Nichten mit dem Schwert ist verurteilt worden, unsere landesherrliche Gnade gewähren.

Also soll sie frei und ledig sein und nach Bezahlung der Kosten als Untertanin genommen werden wie sonst. Und bestimmen wir, daß Alle, so gegen diesen Brief handeln und der Christa Kellerin ihr vormalig Vergehen vor Zeugen nachtragen, einer Buße verfallen sind von 20 Gulden, hälftig der Herrschaft und hälftig der Kapelle St. Jakob zu Wolfach.

Geben zu Stühlingen am Tage St. Johanni des Täufers anno 1647. Friedrich Rudolf.“

Einen Blick tat jetzt Guot auf die Begnadigte, rollte das Pergament zusammen und sprach: „Namens des Herrn Obervogtes der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal gebiete ich, daß du,

Christa Kellerin, frei sein sollst und ungehindert deines Weges ziehen mögest!“

Da lösten die Hellebardisten dem Mädchen die Fesseln, und Christa sank in die Arme des Mannes, der sich in ihre Nähe gedrängt hatte: ihres Taufpaten Tobias Raith.

Der Vater Vicarius aber rief mit lauter Stimme: „Noch ist dein Glück nicht zu Ende, Christa! Namens der gnädigen LandgrÄfin habe ich dir zu eröffnen, daß der Vater deines glücklicherweise noch lebenden Kindes, der Junfer von Stallenegg, des Willens ist, dich zum ehelichen Weibe zu nehmen, und daß die Frau LandgrÄfin dir ein Heiratsgut von tausend Goldgulden zugesprochen hat.“

Ein lauter Jubel erfüllte jetzt den Platz.

„Hört es, ihr lieben Wolfacher“, rief der Tobias. „In diesen Tagen habe ich es empfunden, was für ein armseliger Kerl der Nachrichten ist. Drum kündige ich noch zu dieser Stund mein Amt auf!“

Ein langer Zug bildete sich.

Man nahm die Christa, ihren Taufpaten und den Vater Vicarius in die Mitte und begleitete sie ins Stöckerhäusle, das der Tobias Raith in wenigen Tagen zu räumen versprach.

Die Fellenkirche

Von Alois Schreiber

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen führt von Oppenau her der Weg durch ein wildes Tal aufwärts. Nicht weit davon liegt auf einer einsamen Waldstelle ein riesiger Felsen, der beinahe die Form einer halbzerfallenen Kirche hat. Wirklich soll er auch in uralten Zeiten eine Kirche und zwar eine der ersten christlichen Kirchen des Landes gewesen sein, die ein edler Alemanne gestiftet habe. Von diesem geht folgende Sage:

Er hinterließ sieben Töchter, die eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg miteinander in tiefer Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila, die Seißel Gottes genannt, mit seinen unzählbaren wilden Horden an den Rhein kam, um auch Gallien zu überschwemmen. Er ließ eine ungeheure Menge Flöße bauen, um darauf überzusetzen. Von den Häufen, die ausgehickt wurden, um das nötige Holz dazu im Schwarzwald zu fällen und herbeizuschaffen, kam einer durch Zufall auf die Burg, wo die Schwestern hausten. Diese rohen Kriegsmannen ehrten ebenso wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit und wollten ihren frechen Begierden die Fägel schießen lassen. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; aber sie waren augenblicklich entschlossen, den Tod vorzuziehen. Da riet ihnen ein alter, getreuer Diener, sich

gegen Abend durch einen unterirdischen Gang in die Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er hoffte, bis dahin die wüsten Gefellen beim Trunke hinhalten zu können und meinte, sie würden nicht so leicht darauf verfallen, auch in die Kirche zu dringen, die hinter einem Wäldchen ziemlich versteckt lag. Die sieben Schwestern befolgten diesen Rat und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht bemerkt hatte, verriet den Hunnen das Geheimnis. Diese stürzten wuterfüllt nach der Kirche; als sie aber deren fußdicke eichene Pforte verriegelt fanden, fällten sie einen jungen Tannenstamm, um damit wider das Tor Sturm zu rennen und es zu sprengen. Doch als sie vom Walde zurückkehrten, um dieses Vorhaben auszuführen, war der Eingang zur Kirche nicht mehr zu finden. Nirgends eine Spur mehr von einer Pforte; sogar die Fenster und andere Öffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, jedoch nur als ein mächtiger, undurchdringlicher Fels, aus dessen Innern leis und schauerlich ein Psalmenchor jungfräulicher Stimmen ertönte.

Noch vernimmt zuweilen der einsame Talbewohner in stillen Nächten liebliche Gesänge, die aus dem Felsen zu erklingen scheinen und das Herz mit frommem Sehnen erfüllen.

Das Straßburger Münster spricht:

Ich bin das große Himmelszeichen
An die vom Strom getrennten Ufer,
Sich brüderlich die Hand zu reichen.
Ich bin zum Brückenbau der Rufen.

Ich halte alle, die da hassen,
Ich legne, die zu meinen Füßen
Das Trennende fortan verlassen
Und sich wie Liebende begrüßen.

Wer mir vertraut, den kann ich retten,
Und wer mir glaubt, der ist gefeit,
Doch wer mich schändet, sinkt in Ketten
Und ist dem Untergang geweiht.

Ich bin der Bote des Gerichtes,
Das Gott mit großen Völken hält.
Die Rune meines Angesichtes
Verbirgt das Urteil, welches fällt.

Wenn aber von der Engellsäule
In meinem Innern sich die Geister
Einmal entlösen und mit Eile
Sich finden vor dem Herrn und Meister,

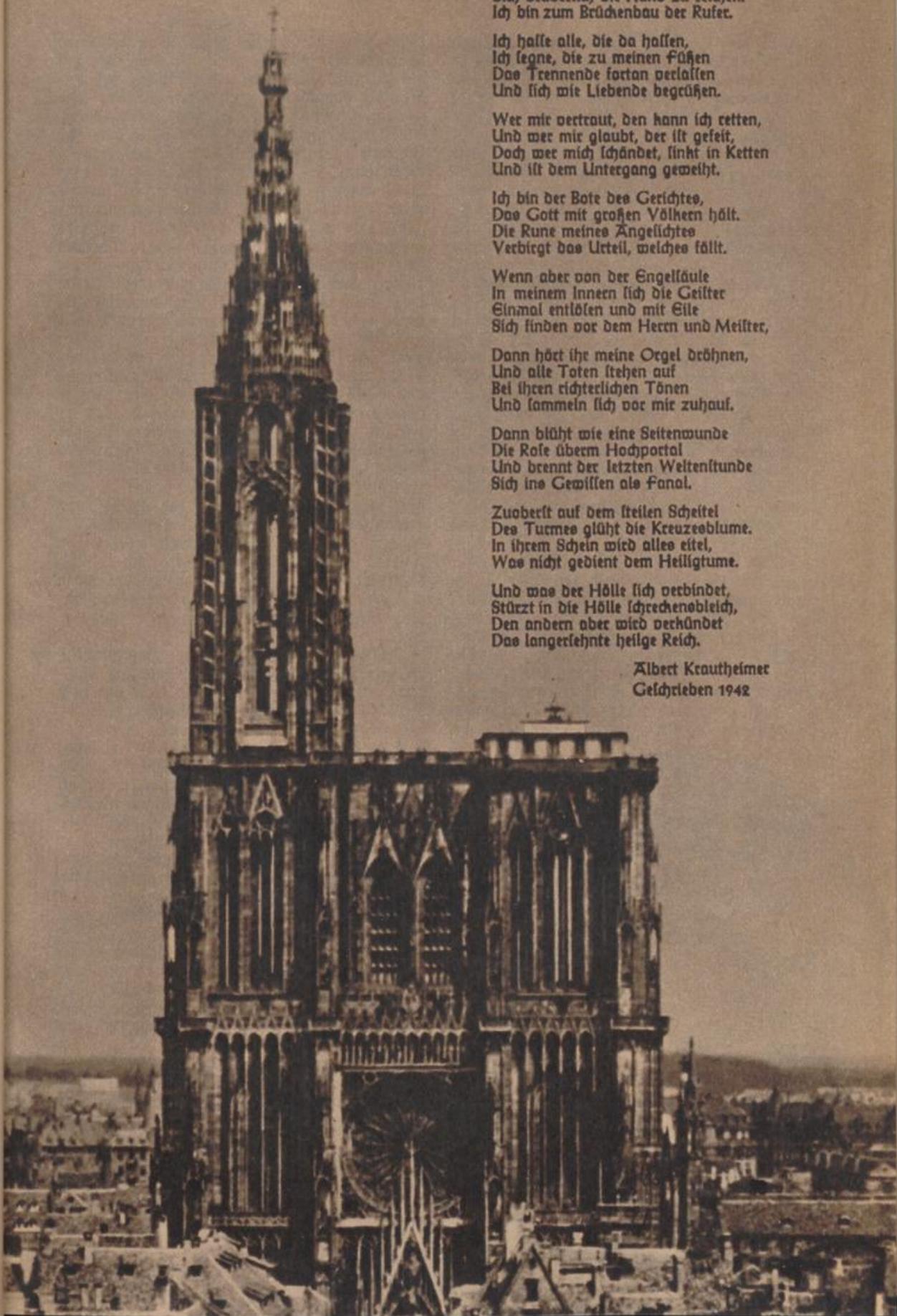
Dann hört ihr meine Orgel dröhnen,
Und alle Toten stehen auf
Bei ihren richterlichen Tönen
Und sammeln sich vor mir zuhauf.

Dann blüht wie eine Seitenwunde
Die Rose überm Hochportal
Und brennt der letzten Weltensunde
Sich ins Gewissen als Fanal.

Zuoberst auf dem steilen Scheitel
Des Turmes glüht die Kreuzesblume.
In ihrem Schein wird alles eitel,
Was nicht gedient dem Heiligtume.

Und was der Hölle sich verbindet,
Stürzt in die Hölle schreckenbleich,
Den andern aber wird verhöhnet
Das langersehnte heilige Reich.

Albert Krautheimer
Geschrieben 1942



Die selige Mechtildis von Hochsal

In Eischel auf dem Dinkelsberg, zwischen Rheinfeldern und Schoppsheim, wurden von altersher die drei Jungfrauen Kunigundis, Mechtundis und Wibrandis als Selige verehrt. Sie werden in Beziehung gebracht mit Pfarrkirchen über dem Rhein in der nahen Schweiz. Etwas näher am Rhein, aber auch an der Abdachung des Schwarzwaldes, in Hochsal, steht die selige Mechtildis in Ehren, weil sich dort ihr Grab befindet. Die Volksüberlieferung in Hochsal und Umgegend erzählt, Mechtildis sei eine Jungfrau gewesen und habe im alten Kirchturm zu Hochsal ein heiligmäßiges Leben geführt und zu Lebzeiten und nach ihrem seligen Sterben Wunder gewirkt. Deshalb habe sie in der Pfarrkirche ihr Grab in einem steinernen Sarg erhalten und sei als Selige verehrt worden. Eine andere Überlieferung der Umgegend besagt, Mechtildis habe mit zwei Schwestern im Mittelgeschoß des Hochsaler Kirchturmes als Einsiedlerin gelebt, habe die Pfarrkirche in Hochsal und die im jetzigen Kanton Aargau gelegenen Gotteshäuser zu Leuggern und Mettau erbaut und mit Mitteln begabt. Die Volksüberlieferung hat die Dreizahl der seligen Jungfrauen von Eischel auf Hochsal übertragen. Die Geschichte kennt nur eine Selige von Hochsal: die seit Jahrhunderten verehrte Mechtildis.

In der Pfarrkirche zu Hochsal steht in einer engen und nicht hohen Gruft seit alten Zeiten ein aus grauem Sandstein roh herausgemeißelter Sarkophag auf sechs Füßen aus Stein. Die Gruft ist offen, hat ein Lonnengewölbe und den Eingang im Chor hinter dem Kreuzaltar. Als Abschluß trägt der Sarg einen Deckel von gleichem Stein in einem Spitzdach und ohne jeden Schmuck. Die zwei Teile des Sarges sind sicherlich vom Steinmetz an Ort und Stelle mit Eisen und Holz-

Klöpfel zugerichtet worden, während die sterblichen Überreste der Seligen in einem Holzarge auf die Steinbehauung warteten. Wenn der unbekannte damalige Steinkünstler nur eine leise Ahnung gehabt hätte, wie wir nach Jahrhunderten ein Steinmetzzeichen, die Jahreszahl und die Inschrift „Beata Mechtildis“ in den Schriftzügen jener Zeit vermischt haben, er hätte ganz gewiß nach Vollendung seiner Arbeit für die teure Tote Meißel und Klöpfel nochmals angelegt. Er hat sich vielleicht zu sehr auf das Pergament verlassen, dem ein kundiger Schreiber das Leben und die Depositio (Beisetzung) der Seligen mit Tinte und Feder anvertraut haben mag. Wir wissen es nicht. Eine derartige Urkunde haben wir nicht. Pergament und Papier sind nicht so ausdauernd wie Stein. Wir wissen weder ihre Herkunft, noch die Zeit und die Umstände ihres Lebens. Der schmucklose Sarkophag und der Inhalt desselben geben uns darüber keine Auskunft. Das Pfarrarchiv in Hochsal hat erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges kurze Notizen über Mechtildis. Das Pfarrarchiv mag auch aus früherer Zeit urkundliche Nachrichten über die Selige besessen haben; sie sind aber verlorengegangen. Auffallend ist, daß aus dem Archiv des Damenstiftes Säckingen bis jetzt nichts über Mechtildis bekanntgeworden ist. Unsere Nachforschungen blieben ergebnislos. Vielleicht wäre in den Pfarrarchiven der nahen Schweiz, wohin in Kriegszeiten Alten aus unserer Gegend geflüchtet wurden, noch etwas zu finden.

Die Hochsaler Überlieferung berichtet, Mechtildis sei eine Jungfrau gewesen und habe im Kirchturm ein heiligmäßiges Leben geführt und nach ihrem seligen Hinscheiden gar wunderbar geholfen, besonders gebrechlichen und kranken Menschenkindern aus der Pfarrei und der näheren und entfernteren Umgegend. Sie habe sich auch als Wohltäterin um die Pfarrkirche verdient gemacht. Wegen ihres gottgefälligen Lebens, ihrer tätigen Nächstenliebe und ihrer Wohltätigkeit für das Gotteshaus sei sie nach ihrem seligen Sterben in der Pfarrkirche beigesetzt worden. Eine Mechtildislegende, die von ihrer Heiligkeit zeugt, hat sich im Hochendialekt erhalten:

„Die heilig Mechtild het in Hochsal gwohnt. Wenn sie hei cho isch, so hänt allmol Glocke afange lüte. Drno isch si emol z' Dogere obe gsi und isch müed worde. Drno het sie e Nebstede gno und isch glofe dra. Wo sie hei cho isch, hänt Glocke it glüte. Drno het si de Nebstede wieder uf Dogere use tue. Wi sie drno hei cho isch, hänt Glocke wieder glüte.“

Der alte quadratische Hochsaler Kirchturm geht in seinem Unterteil bis in die romanische Bauzeit zurück. Die Turmhalle ist außergewöhnlich groß und dient als Chor der Kirche. Von innen kann man nicht in den Turm gelangen, sondern nur von außen durch eine hölzerne Treppe. Im Turm, wie die Volksmeinung sagt,



Hochsal
15 X 48 B.



Kenotaph (Leergrab) aus dem Jahre 1491 in der Friedhofskapelle in Hochsal

kann die Selige nicht gewohnt haben. Hochsal wird erstmals erwähnt im Jahre 1239, ist aber viel älter. Die nahen Tiefensteiner, ein sehr begütertes Freiherrengeschlecht des Albgaues, wird in der gleichen Zeit urkundlich genannt, geht aber viel weiter zurück. In diese Zeit des anfangenden 13. Jahrhunderts fällt wohl das Leben und Wirken der seligen Mechtildis. Vielleicht war unsere Selige eine Inkluse (Einsiedlerin), die in einer Zelle oder Klausel in der Nähe der Kirche für Gott, ihre Seele und den Liebesdienst am Mitmenschen lebte. Die Vermutung hat viele Gründe, daß der Platz ihrer Einsiedelei dort stand, wo in der Mitte des 16. Jahrhunderts der erste Obberg errichtet wurde. Dieses kunstvolle Heiligtum wäre demnach zum Andenken an die ehemalige Einsiedlerin errichtet worden. Daß an der Stelle des Obbergs schon über 100 Jahre vorher ein Gebäude mit einem Altar war, geht hervor aus der Kaplaneistiftung des ersten uns bekannten Pfarrers von Hochsal im Jahre 1336, Jakob de Lapide, der Kanoniker in Säckingen war. Diese Stiftung heißt in allen Aufzeichnungen: „Kaplanei ad honorem B. M. V.

et St. Annae“, zu Ehren der allerseeligsten Jungfrau Maria und der heiligen Anna. Der Stifter könnte aus dem Geschlechte der Freiherrn zu Stein-Säckingen sein. Der Platz des Kaplaneialtars und des Obbergs gehören von jeher zum Friedhof. Die älteste Nachricht von der seligen Mechtild haben wir vom Jahre 1625 aus einem Visitationsprotokoll. Hier heißt es ausdrücklich, daß Mechtild in „coemeterio“, auf dem Friedhof, gewohnt habe.

Der Stifter könnte aus dem Geschlechte der Freiherrn zu Stein-Säckingen sein... Wir brauchen von Jakob von Stein nur 150 Jahre zurückgehen, dann sind wir in der Blütezeit des Inklusentums (Einsiedelei) am Oberrhein (Bernhard Schelb, Inklusen am Oberrhein, F. D. A., N. F., S. 174 bis 253). Unter den Inklusen treffen wir nicht selten Adelige. Dürften wir unsere Selige vielleicht suchen bei den Freiherrengeschlechtern zu Stein-Säckingen, den Tiefensteinern, den Krenkingern oder gar bei den Habsburgern, die in Hochsal 1239 die ersten Besitzungen diesseits des Rheins hatten? In der Zeit, in der die Tiefensteiner erstmals urkundlich

erwähnt werden, heißt die Stammutter Mechtildis. Sie war die Gemahlin des Hugo von Tiefenstein und die Mutter des Ulrich und des Hugo und der Gertrud von Tiefenstein. Die Tiefensteiner standen mit Hochsal in enger Beziehung durch den Sitz des Freigerichtes der Hauensteinischen Freibauern, die durch Rodungen auf Tiefensteinischem Erbbesitz diesseits und jenseits der Alb Freie geworden waren. Wenn aber Mechtildis keine Inkluse war, könnte sie eine besonders religiöse Adelige gewesen sein, die ihr Vermögen für die Hochsaler Kirche und ihre Pfarrrpfründe verwendet hat. Die vielen Güter der Kirche und der Pfarrrpfründe weisen auf das nahe Tiefenstein. Die Tiefensteiner waren ein sehr reich begütertes Geschlecht. Wenn Mechtildis eine fromme adelige Wohltäterin gewesen ist, hat sie ihr dauerndes steinernes Grab in der Hochsaler Kirche gefunden aus Dankbarkeit und Verehrung. Hätten wir doch eine Schilderung von der Grablegung unserer Seligen! Das zahlreiche Volk aus der Waldgegend und aus dem Tal diesseits und jenseits des Rheins, das die Kirche und den Platz füllte bei dieser Beerdigung, und die adeligen Stiftsdamen von Säckingen, die bei dieser Feier vermisst worden wären, könnten uns viel, viel erzählen. Auch mehrere schwarze Mönche aus dem Benediktinerstift St. Blasien waren auf der Höhe des rechten Albusers über den Görwihler Berg herangeritten, um die ihnen schon längst bekannte gottselige Jungfrau zu ehren und sich ihrem Gebet zu empfehlen. Sie haben im Chor der Pfarrkirche bei den Weltgeistlichen Platz genommen.

Im Jahre 1629 wurde in Wittichen bei Schenkenzell (Kinzigtal) das Grab der seligen Luitgard, der Stifterin des dortigen Franziskanerinnenklosters, gestorben 1349, von dem ehemaligen Kapuzinerprovinzial Johann Ludwig Anglert mit bischöflicher Erlaubnis geöffnet. Anglert oder Musäus, wie er auch genannt wurde, gab im Jahre 1636 in Freiburg im Welschlande eine Lebensbeschreibung der seligen Mystikerin Luitgard heraus, die auch am Hochrhein verbreitet wurde. In diesem Luitgardbuch erzählt Musäus ausführlich die Eröffnung des Grabes der Seligen. Dadurch wurde bei den Geistlichen und den Besuchern der Grabesstätte in Hochsal der Wunsch laut, den Steinsarg der seligen Mechtildis zu öffnen.

Dieses Begehren sollte erst 1674 erfüllt werden. Im Schwedentrieg, in dem die Soldateska überall verborgenen Schätzen nachging, wurde, wie berichtet wird, der Steinsarg zwar am Deckel etwas angemesselt, aber das Grab wurde nicht geöffnet. Pfarrer Matthias Stark, Stiftsherr zu Säckingen und Rektor in Hochsal von 1660 bis 1673 († 15. März 1673 und vor dem Hochaltar beerdigt), machte mehrmals, auch durch den Waldvogt und die Abtissin in Säckingen ermuntert, den Versuch, bei der Kirchenbehörde in Konstanz, zuletzt 1669, die Erlaubnis zur Eröffnung des Grabes und zur Untersuchung des Inhaltes zu erhalten. Die Erlaubnis wurde nicht gegeben. Besseren Erfolg hatte sein Nachfolger

Leodegar Beutler (1. Mai 1673 bis 20. November 1679). Er ließ den steinernen Sargdeckel durch einen Maurer in Anwesenheit des Kapiteldekans, Johann Georg Beck, Pfarrer in Waldshut, und zweier Geistlicher, deren Namen nicht genannt sind, wegnehmen. Der nächste Nachbar war der bekannte Luttinger Pfarrer und Kommandant des Hauensteiner Landsahnens Johann Caspar Albrecht, dessen Grabdenkmal noch heute in der Luttinger Kirche ist. Ein Arzt oder eine amtliche Urkundsperson wurde nicht beigezogen. Ob ein besonderes Protokoll aufgenommen wurde, gibt Pfarrer Beutler in seiner sonst guten Schilderung der Eröffnung nicht an. Auch der Monats-tag fehlt. Dieser im Pfarrarchiv zu Hochsal vorhandene Bericht schildert uns, daß der ganze Körper einer von Natur nicht großen Frauensperson mit übereinandergelegten Händen sich zeigte. An verschiedenen Stellen war das Gerippe noch mit Haut, Haaren und eingetrocknetem Fleisch wie von starkem, altem Pergament umgeben. Kleider und Lächer, in die eingewickelt der Körper vor mehreren Jahrhunderten in den Steinsarg gelegt wurde, waren zu Staub und Asche geworden. Mit scheuer Ehrfurcht wurden die zerbröckelten Teile der einstigen Umhüllung

Turm der Pfarrkirche zu Hochsal, genannt „Alter Hob“
Aufnahme B. Dollmann



und kleinere Knochenreste in sauberen Gefäßen neben die in frisches Tuch gefüllten Gebeine gestellt und wieder im Steinsarg beigelegt. Weder innen noch außen war ein Buchstabe eingemeißelt. Bei den Reliquien war kein Pergament mit Aufzeichnungen. Nach einer Bemerkung im Pfarrarchiv sind „documenta hoc bellicoso tempore amissa“, Aufzeichnungen in dieser kriegerischen Zeit verlorengegangen. Gemeint ist hier der Dreißigjährige Krieg. Erlasse der bischöflichen Behörde in Konstanz über die Eröffnung des Grabes und die Schließung sind im Pfarrarchiv nicht vorhanden. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Akten über dieses Seligengrab noch aufgefunden werden.

Anlässlich der Einrichtung der Warmluftheizung wurde der Steinsarg am 8. November 1933 durch Pfarrer und Kammerer Josef Amann wieder geöffnet. Bei der Eröffnung waren Pfarrer Amann, ein Stiftungsratsmitglied, ein Vertreter des Bürgermeisters und zwei Lehrer zugegen. Ein Protokoll mit den Unterschriften der Zeugen wurde in dreifacher Ausfertigung verfaßt. Es fanden sich in dem Sarg Gebeine einer Frauenseiche: der Kopf, eine Reihe größerer und kleinerer Röhrenknochen, Rippenreste, Beckenknochen. Dieselben waren in einer solchen Weise geordnet, daß man schließen muß, es handle sich hier nicht um eine Erstbeerdigung. Die Reste weisen auf eine erwachsene Person hin. Die Knochenreste stellen kein vollständiges menschliches Skelett dar, da eine Reihe von Knochen fehlen, wie der Unterkiefer. Außerdem fanden sich noch minimale Reste von Tuch vor. Keinerlei Aufzeichnungen befanden sich im Sarg. Der Steinsarg war stark beschädigt. Es fanden sich verschiedene Gegenstände bei den Reliquien: eine badische Scheidemünze, zwei Kreuzer von 1859, ein kleiner Rosenkranz und einige kleine Medaillen der Muttergottes, ein tiefer Teller und eine große zerbrochene Schüssel, beide mit Malereien von gleichem Muster. Pfarrer Amann hält die Gegenstände für Weihegeschenke, die an schadhafte Stellen von Verehrern der Seligen dort hineingeschoben wurden. Die starken Beschädigungen zwischen Sargdeckel und Grab sind aus der Zeit der Revolutionskriege zu erklären, als Hochsal öfters Einquartierung hatte. Aber die Schließung des Grabes bemerkt Pfarrer Amann: Der Riß am Boden des Sarges wurde zugestrichen, die schadhafte Stellen wiederhergestellt, eine Urkunde (Protokoll) über die Eröffnung hineingelegt und der Steinsarg geschlossen.

Aus den Pfarrakten und älteren Visitationsprotokollen des Erzbischöflichen Archivs geht hervor, daß die Selige nicht bloß von dem Volk, sondern auch liturgisch verehrt wurde. Ob diese Verehrung von der bischöflichen Behörde in Konstanz bestätigt worden sei, darüber liegt kein schriftliches Zeugnis vor, wenigstens nicht bei den Pfarrakten in Hochsal. Die erste bis jetzt bekannte schriftliche Überlieferung über Mechtildis findet sich bei den Akten des Kapitels Waldshut anlässlich der Hochsaler Kirchenvisitation von

1625. Es heißt dort: Die heilige Mechtildis ist beigelegt in der Krypta der Pfarrkirche. Sie wohnte auf dem Friedhof (in coemeterio habitabat). Ihr Leben war „bona et honesta“, gut und ehrenvoll. Nach einem Eintrag im Pfarrbuch wird ihr Anniversarium (Gedächtnistag) am 6. März gehalten. Eine andere Nachricht von der Verehrung haben wir aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, vom Jahre 1669. In diesem Jahre machte Pfarrer Matthias Stark sein schon früher wiederholt vorgelegtes Gesuch um die Erlaubnis der Eröffnung des Grabes. Er vermutete zwar „nullum corpus aut ossa in eo contineri“ (daß es keinen Körper und keine Gebeine enthalte). Diese Vermutung erwies sich aber bei der Eröffnung als irrig. Stark erwähnt in seinem Gesuch, daß ihr Gedächtnis am 6. März, dem Tage des heiligen Fridolin, gehalten werde; ihre Verehrung und die Wallfahrt von auswärts zu ihrem Grabe habe gegen früher abgenommen. Bei der Kirchenvisitation 1674 durch den Dekan des Kapitels Waldshut schreibt dieser im Protokoll: „Ibidem sepulta virgo nomine Mechtildis, quae nomen sanctitatis habet et fiunt eo peregrinationes“, daselbst (Kirche in Hochsal) ist beerdigt eine Jungfrau namens Mechtildis, welche als Heilige verehrt wird; es finden Wallfahrten dorthin statt (Erzbischöfliches Archiv, Freiburg, Handschrift 77).

Als Fürstabt Martin Serbert von St. Blasien Material für seine geplante Germania sacra (die Heiligen Deutschlands) sammelte, hat er wohl in Hochsal über die selige Mechtildis angefragt. Am 19. November gab der Hochsaler Kaplan Josef Däschle dem gelehrten St. Blasianer Abt Aukunft, indem er ihm aus dem Pfarrarchiv eine Abschrift des obenerwähnten Gesuches des Pfarrers Stark wegen Eröffnung des Grabes mit dem Anfügen übersendet, daß zwar die Verehrung der Heiligen abgenommen, sie aber stets der Hilfesuchenden Erhöhung erlehnt habe. „Propitia est sancta Mechtildis omnibus ad se venientibus in doloribus tergi“, die heilige Mechtildis ist eine gnädige Fürbitterin für alle, die bei Rückenleiden zu ihr kommen. Pfarrer Fidel Schmid (1741 bis 1769) habe eine plötzliche Heilung einer Person von Laufenburg mit einer schmerzlichen Gliederkrankheit öfters erzählt. Sie sei gleich nach dem Gelöbnis der Wallfahrt zum Grab der Heiligen ganz geheilt worden.

Die Verehrung der seligen Mechtildis von Hochsal ist in der heutigen Zeit sehr zurückgegangen. Das letzte Jahrhundert, vorab der Wessenbergianismus, hat viel dazu beigetragen. Mögen die jetzige und die kommende Zeit dem einzigen Heiligengrab im Hauensteinischen mehr Beachtung und Verehrung schenken! Die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der der protestantische Basler Universitätsprofessor A. E. Stückelberg über die Heiligenreliquien der Schweiz geforscht und geschrieben hat, darf uns den richtigen Weg weisen.

Bilder der seligen Mechtild sind im Pfarrarchiv oder in Privathäusern der Hochsaler

Pfarrei nicht zu finden. Auch Photos oder Abbildungen des Steinsarges und der Gruft gibt es nicht. Die Darstellung der Seligen, in Holz geschnitten, war noch im 17. Jahrhundert in der Hochsaler Pfarrkirche. Die Statue wird am 12. September 1676 als renoviert angegeben. Sie wurde bei öffentlichen Prozessionen von Mädchen in Hohentracht mitgetragen. Dieses Wächterbild konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es in einer Privatsammlung ist. Auch in Görwihl wurde das Bild des heiligen Martinus, des zweiten Patrons der Pfarrkirche, bis zur Zeit des Wessenbergianismus bei Prozessionen von Hohenträgen mitgetragen. Dieses Bild ist ebenfalls verschwunden.

Dr. Jakob Ebner

Woher? — Wohin?

Ich komm, weiß nit woher,
ich bin und weiß nit wer,
ich leb, weiß nit, wie lang,
ich sterb und weiß nit wann,
ich fahr, weiß nit wohin: —
mich wundert's, daß ich fröhlich bin.

Da mir mein Sein so unbekannt,
stell ich es ganz in Gottes Hand,
die führ es wohl so hin wie her:
mich wundert's, wenn ich noch traurig wär.

Jans Thoma

Zur Geschichte der Kartoffel

Von A. Kalt, Pfarrer i. R., Gengenbach



icht immer sahen unsere Gärten und Felder aus wie heute, und noch weniger die Mahlzeiten der Menschen.

Unsere Obstbäume, Apfel-, Birnen-, Nuß-, Kirsch-, Pfirsich- und Kastanienbäume, kamen fast durchweg aus dem Morgenlande in unsere Gegenden. Von

uns wanderten sie dann nach der Entdeckung Amerikas über den Ozean und bis nach Australien und den Südseeinseln. Umgekehrt aber wanderte auch manche heute unentbehrliche Kulturpflanze von Amerika nach Europa und von hier über Asien und Afrika nach Australien; dazu gehört insbesondere unsere große Ananaserdbeere, und ganz besonders die Kartoffel.

Die eigentliche Heimat der Kartoffel sind gewisse Gebiete in Mittel- und im nordwestlichen Südamerika, besonders in Chile und Peru; dort soll sie auch heute noch wild wachsen; sie wurde aber von den Indianern schon vor der Entdeckung Amerikas als Speisefartoffel angepflanzt; sonst wäre es ja auch unverständlich, daß sie schon vierzig Jahre nach der Entdeckung von Missionären ins Heimatland Portugal zurückgebracht und dort angepflanzt worden wäre.

Das schon vor einhundert Jahren bei uns gesungene „Kartoffellied“ rühmt den Engländer Francis Drake als denjenigen, der sie nach Europa gebracht haben soll; deshalb hat ja auch der Straßburger Bildhauer Friedrich, derselbe, der den Acherern das Denkmal des Großherzogs Leopold und den Baden-Badenern das Totengräberdenkmal auf dem alten Friedhof, das die Badener allerdings als Kaspar Hauser ausgeben, geschenkt hat, veranlaßt, vor einhundert Jahren den Offenburgern das Drakeendenkmal zu schenken, das man aber in neuester Zeit beseitigt hat. In

der Tat, war Franz Drake kein „braver Mann“, wie ihn das Lied preist, sondern ein Seeräuber übelster Art, der allerdings das, was er den Spaniern geraubt hatte, mit seiner sauberen Königin Elisabeth, der Mörderin der Königin Maria Stuart, teilte. Drake war geboren 1545, also zu einer Zeit, da die Kartoffel schon nach Europa gebracht worden war; sie war allerdings anderseits, als er fünfzig Jahre später starb, in unserer Gegend noch nicht bekannt. Wir in Baden haben also dem Drake nichts zu verdanken.

Bald nach der Entdeckung Amerikas zogen spanische und portugiesische Missionäre besonders nach Südamerika. Zunächst blieben die neuen Missionen dem Bischöfe der Azoreninseln unterstellt; erst 1552 belamen Bahia und Brasillien den ersten Bischof Südamerikas, der allerdings vier Jahre später von den Indianern aufgefressen wurde. Immerhin kam durch diese Missionäre die Kartoffel auf die iberische Halbinsel zurück, von wo sie dann auch nach Italien und Burgund und später auch zu uns gelangten. In unseren Tagen noch haben Missionäre die Kartoffel nach einzelnen Inseln bei Australien verbracht und damit wiederholt, was ihre Kollegen taten, als sie diese Kulturpflanze von Südamerika nach Europa mitbrachten; niemand kommt eben einem fremden Volke so nahe wie die Missionäre. —

Der ursprüngliche Name für Kartoffel hat sich erhalten in jenen Ländern, wohin sie zuerst kam. In Portugal sagt man dafür „Batata“; dieses Wort, das aus dem Indianischen stammt, hat sich in Portugal, Spanien, Italien und England bis heute erhalten. Im romanischen Gebiete Graubündens sagte man dafür Tartuffel, was so viel bedeutet wie Trüffel, weil dieser Pilz ebenso im Boden wächst; daraus entstand dann das Wort Kartoffel, aber auch erst vor etwa einhundert Jahren; sonst heißt man sie „Krummbiere“, was sonst soviel besagt wie Grundbirnen oder, wie man in manchen schwäbischen Orten



sagt: „Bodenbirnen“. Doch kennt man diesen Namen nur im nördlichen Teil Badens; im südlichen dagegen sagte man dafür stets nur „Erdäpfel“. Ein Mann aus Neuenburg hatte zur Zeit des ersten Napoleon etwa zehn Jahre als Soldat in der Pfalz gedient und sich dort angewöhnt, statt „Erdäpfel“ „Krumbeer“ zu sagen; das Wort hielt er fest, auch als er wieder nach Hause zurückgekehrt war; er fiel dadurch so sehr auf, daß er schließlich selbst den Namen „Krumbier“ bekam, und dieser Name ist seinen Nachkommen geblieben bis zum heutigen Tage; einer von ihnen ist heute Ratschreiber von Neuenburg.

Die Franzosen sagen für Kartoffel „pomme de terre“, also soviel wie „Erdäpfel“. Der Grund dafür ist wohl der, daß die Kartoffel von Deutschland nach Frankreich wanderte. Das Verdienst dafür gebührt dem Chemiker Anton August Parmentier (gestorben 1813). Als um 1770 infolge schlechter Getreideernten die Pariser Akademie einen Preis für den besten Vorschlag ausschrieb, wie man den Getreidemangel ersetzen könnte, empfahl Parmentier den Anbau der Kartoffel; für seinen Vorschlag bekam er den ausgezeichneten Preis. Die Kartoffel hatte er aber in Deutschland kennengelernt. Der französische König, der seine Untertanen kannte, ließ darauf in der Umgebung von Paris ein größeres Feldstück mit Kartoffeln anpflanzen und das Feld bei Tag durch Soldaten bewachen. Was der König erwartet hatte, erfolgte prompt; da bei Nacht die Felder unbewacht blieben, wurden die Kartoffeln in der Nacht eifrig gestohlen. So kam die Kartoffel nicht mehr bloß auf die königliche Tafel, sondern auch andere Franzosen konnten die Güte der neuen Frucht erproben, und nachdem das geschehen war, schritten sie dann auch sofort zu ihrer Anpflanzung.

In unserer Gegend ist die Kartoffel erstmals im Jahre 1712 urkundenmäßig fürs Rinzigtal festzustellen. In Sengenbach ist sie zum ersten Male in den Ratsprotokollen des Jahres 1716 zu finden. Dort hatte ein Bewohner der Stadt in seinem „Höfle“ im Oberdorfe Erdäpfel gepflanzt. Zur Zeit der Reise wurden ihm welche

von einem Mitbürger gestohlen. Der Besitzer hatte den Dieb aber bemerkt und ihm alsbald eine Schrotladung in die Hinterseite gejagt. Nun kamen beide vor Gericht, der eine wegen Diebstahls, der andere weil er sich selbst Recht verschafft hatte, anstatt den „hochweisen Rat“ darum anzugehen. Der Fall endete damit, daß man den Dieb mit Rücksicht auf die ausgestandenen Schmerzen frei entließ, wogegen der Besitzer den Schuß mit fünf Gulden büßen mußte. — In der Markgrafschaft Baden-Durlach bemühte sich der Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer von Karlsruhe, um die Anpflanzung der „Grundbirnen“. Da und dort wurden damals schon ganze Äcker damit bepflanzt; dadurch verringerte sich der Fruchtzehnte, was den Markgrafen veranlaßte, im Jahre 1716 eine Verordnung über den Kartoffelzehnten zu erlassen. Aber allgemein blieb die Anpflanzung der Kartoffel noch gering. Im Jahre 1769 sah sich deshalb die Landesregierung veranlaßt, die Bauern zu





ermahnen, sie sollten mehr „Grundbirnen“ anpflanzen. Von einem Acker, der etwa zehn Malter Frucht trage, könne man gewöhnlich doppelt soviel Malter Grundbirnen ernten; auch seien sie nicht so sehr der Gefahr des Hagels ausgesetzt und man könne sie auch auf Brachfeldern anpflanzen.

In Ettlingen fand ich die Frucht erstmals im Jahre 1735 erwähnt, und zwar im Berichte des dortigen Jesuitenkollegs an den Provinzial in Mainz. Unter den vorhandenen Lebensmitteln sind da auch sechs Zentner „Grundbirnen“ aufgezählt; aber mit der Bemerkung „porcis“, d. h. für die Schweine. Die Kartoffel war also noch immer sehr spärlich angepflanzt, und was man so erntete, wurde noch ausschließlich als Schweinefutter verwendet.

Eigentliche Volksnahrung wurde die Kartoffel erst um 1771; das Jahr hatte nur eine sehr geringe Getreideernte gebracht, wie auch der Abt Martin Gerbert von St. Blasien in seiner „Geschichte des Schwarzwaldes“ erzählt. Dazu kam, daß die vielen kleinen Herrschaften für ihre Untertanen allenthalben Getreide anzukaufen suchten, was die Preise weiterhin in die Höhe trieb. So kam es, daß in manchen Gegenden, zumal des Schwarzwaldes, das Getreide sehr rar und teuer wurde; aber Gerbert erzählt nun, daß der liebe Gott dafür gesorgt habe, daß die Not doch nicht zu schlimm wurde; es sei nämlich eine andere Pflanze, nämlich die „Erdäpfel“, erstmals mehr angepflanzt worden, wodurch der Getreidemangel einigermaßen ergänzt werden konnte.

Um jene Zeit — es war kurz zuvor der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Osterreich zu Ende gegangen — herrschte begreiflicherweise auch im preussischen Gebiete Not; da führte der Preußenkönig Friedrich der Zweite, den sie den Großen nennen, den Kartoffelanbau in Schlesien und Brandenburg zwangsweise ein, um die Not zu lindern.

In unserer Gegend bemühte sich damals besonders auch die fürstenergische Herrschaft um den Anbau der Kartoffeln. Im Jahre 1771 — also in eben jener Notzeit — erging von ihr die Verordnung, daß von jeder Gemeinde ohne Benachteiligung der Viehweiden ein größerer Platz der Gemeinde mit Kartoffeln angepflanzt werden sollte. Zwei Jahre später wurde angeordnet, daß die Brachfelder mit Kartoffeln bepflanzt werden sollten. Es brauchte also der Getreideanbau gegenüber der bisherigen Gewohnheit durch den Kartoffelanbau nicht eingeschränkt zu werden. Es hatte bisher allenthalben die Dreifelderwirtschaft geherrscht, nach der in jedem Jahre ein Drittel der Felder brach geblieben war. Nun bepflanzt man diese Brachfelder mit Kartoffeln, was eine wesentliche Vermehrung des Ertrags an Lebensmitteln zur Folge hatte.

Es erfolgte damals überhaupt eine völlige Umwälzung in der Landwirtschaft. Bisher hatte man auch für das Vieh kein Futter gepflanzt. Klee und Dickrüben waren bislang unbekannt. Solange es eben ging, wurden alle Haustiere: Pferde, Rüge, Schafe, Schweine auf die „Allmend“ zur gemeinsamen Weide getrieben. In unserer Gegend war es besonders der St.-Blasianische Vater Kettenacker, der als klostertlicher Amtmann die Bauern die Pflege der Wiesen, den Anbau von Klee und Durnißen, wie die Dickrüben genannt wurden, lehrte und dabei behilflich war. Dabei war er der Sohn des Ratschreibers von Willingen; seine Mutter stammte aus einem Gengenbacher Geschlecht. An die Stelle der Gemeinwirtschaft und der Weiden trat jetzt die Stallfütterung.

In unserer Gegend bemühte sich der fürstenergische Hofrat und Leibarzt Dr. J. Rehmann in ähnlicher Weise. Die Bauern hatten immer Angst gehabt, der Kartoffelanbau würde die Getreidepreise herabdrücken, zumal sich der Kartoffelanbau auch in Gebirgsgegenden noch gut bewährte. An erster Stelle waren es die Müller, die von der Kartoffel den Ruin ihres Gewerbes befürchteten und ihr darum feindlich gegenüberstanden. Ihnen sagte Rehmann als Folge des Kartoffelanbaues eine starke Vermehrung der Bevölkerung voraus, wodurch wieder ein Ausgleich geschaffen würde.

Jawohl! Bevölkerungsdichtigkeit und Kartoffelanbau hängen fortan zwangsläufig zusammen. Als 1843 und in den folgenden Jahren eine „Kartoffelkrankheit“ den Ertrag dieser Frucht stark beeinträchtigte, wanderten viele Deutsche aus, so z. B. aus der mittleren Ortenau allein über 10 000 nach Amerika, über 800 nach Algier; ja selbst die Städte im fernen Australien belamen damals eine deutsche Mehrheit.

Es ist auch kein Zufall, daß das Land, welches am dichtesten bevölkert ist, eben unser deutsches Vaterland, auch heute noch den ausgedehntesten Kartoffelanbau hat: pro Kopf der Bevölkerung mehr als viermal soviel als etwa England mit seinen vielen Kolonien, auch mehr wie doppelt soviel als das benachbarte Frankreich.

Bernhard von Baden und sein Fortleben in seiner Heimat

Als der badische Markgraf Bernhard am 15. Juli 1458, kaum dreißig Jahre alt, im Franziskanerklosterlein zu Moncalieri starb, geschah das Erstaunliche, daß sich um die Bahre des so gut wie unbekanntem Fremdlings sofort eine ganze Stadt in Gebet und Verehrung scharte. Der Beichtvater Bernhards, Pater Johannes Herrgott, konnte einer vielköpfigen Menge die Geschichte vom heldenhaften Leben und Sterben seines jugendlichen Freundes mitteilen, als er seine Trauerpredigt in Santa Maria della Scala hielt. Bei der Beisetzung ereignete sich das erste Wunder, eine Krankenheilung. So wurde aus der Totenfeier ein Dank- und Freudenfest! Der fremde Ritter aus dem Norden hatte sich unverlierbares Heimrecht in den Herzen der leicht entflammbar Menschen des Südens erworben.

Noch erstaunlicher als dieser sofortige Beginn der Verehrung am Grabe Bernhards ist die Tatsache, daß die eigenen Landsleute fast gar nichts dazu beitrugen, das Andenken des heiligmäßig Verstorbenen in die Heimat zu verpflanzen und dort bekanntzumachen. Während am Grabe in dem Bergstädtchen bei Turin Wunder über Wunder geschahen — ein sorgfältig geführter kirchlicher Informativprozeß zählte im November 1480 schon insgesamt 67 zuverlässig berichtete wunderbare Vorgänge —, blieb Bernhard dem gläubigen Volk seines Ursprungslandes noch für Jahrhunderte so gut wie unbekannt.

Wie kommt das?

Die Erklärung findet sich in folgendem: Nur zögernd, geradezu zaghaft schlossen sich die Familienangehörigen des Markgrafen allen Bemühungen an, die auf sein Lob und seine Verehrung zielten. Papst Pius II., der Bernhard persönlich kennengelernt hatte und seinen Charakter, seine Bildung und sein lebendiges Christentum aufs höchste schätzte, sprach bei offiziellem Anlaß, wenige Monate nach Bernhards Tod, mit aller Entschiedenheit davon, daß der badische Fürst im Rufe der Heiligkeit gestorben sei. Trotz dieser eindeutigen Stellungnahme des obersten Hauptes der Kirche verhielten sich die eigenen Brüder fast ganz passiv gegenüber den Versuchen, die Verehrung ihres Anverwandten zu fördern.

Ihr Verhalten ist auf den ersten Blick gewiß befremdlich. Es lag ihm aber gewiß nicht etwa eine Geringschätzung der Verdienste Bernhards zugrunde. Die Markgrafen waren nämlich sehr wohl bereit, ihre Hilfe zu leihen, wenn von anderer Seite etwas zur Verehrung ihres Familienangehörigen ins Werk gesetzt wurde. Sie lehnten es aber in vornehmer Rücksicht auf ihre eigene Stellung ab, selbst aktiv einzugreifen oder die Initiative zu übernehmen. Dabei wäre es ihnen gewiß ein leichtes gewesen, Namen und Kult Bernhards nicht bloß im eigenen Herrschaftsgebiet bekanntzumachen, sondern ihn weit darüber hinaus nach Lothringen, in die Niederlande und ins Moselgebiet zu verbreiten, wo



Bernhards Brüder, Johannes als Erzbischof von Trier, Georg als Bischof von Metz und Markus als Domherr und Bistumsverweser in Lüttich regierten.

Nicht zuletzt ist es dieser Zurückhaltung zuzuschreiben, daß sich noch heute die Verehrung des seligen Bernhard auf verhältnismäßig wenige Orte beschränkt. Gewiß hat die Seligsprechung im Jahre 1769, von Markgraf August Georg entscheidend gefördert, einen Aufschwung der Bernhardverehrung in Mittelbaden gebracht; gewiß waren die Ausrufung Bernhards zum Schutzherrn des Landes Baden um die Mitte des 19. Jahrhunderts und seine Einreihung in die Zahl der Diözesanpatrone, die 1827 bei der Gründung der Erzdiözese geschah, sehr wohl geeignet, seinen Namen auch weit über die Grenzen der alten Markgrafschaft Baden-Baden hinauszutragen und im ganzen damaligen Großherzogtum zu verbreiten. Seit vielen Jahrzehnten feiert die ganze Erzdiözese Freiburg am 24. Juli das Fest des Seligen in besonderer Weise.

Dennoch lassen sich die Zeugnisse einer lebendigen Verehrung in Baden leicht aufzählen. Man muß leider sagen, daß das badische Volk in seiner Gesamtheit noch immer nicht begriffen hat, was für eine beispielhafte, großartige Gestalt ihm in Bernhard zum Geschenk gemacht wurde.

Um so mehr verdienen die Erinnerungs- und Kultstätten Bernhards Beachtung und Würdigung. Hier sollen einige geschildert werden:

Die Burg Hohenbaden ist mit großer Sicherheit als Geburtsstätte Bernhards anzu-



Schloß Hohenbaden, nach einem alten Stich

sehen. Heute ragen ihre Trümmer, weithin sichtbar, aus dem Buchenwald am Battertberg über die Stadt Baden. Ein scharfes Auge vermag von der Plattform des Straßburger Münsters aus leicht den rötlichen Bergfried zu erkennen, wie er, weit drüben über der Ebene und dem silberblinkenden Strom, aus dem grünen Dunkel der Bäume hervorgrüßt. Wir kennen auch den Ort, wo die Burgkapelle zu Bernhards Zeit gelegen war; wir dürfen vermuten, daß der zweite Sohn des Markgrafen Jakob I. dort die heilige Taufe empfing. Die jetzt mit einem Bernhardaltar ausgestattete Kapelle wurde 1928, im Jahre der 500. Wiederkehr der Geburtsstunde, in einer Nische des Ritterssaales angelegt und ist nicht allzuweit entfernt von der früheren, dem heiligen Ulrich geweihten Kapelle.

Am Fuß des Burgbergs, von oben zu erkennen, liegt der große grausteinerne Kuppelbau der Bernhardkirche zu Baden-Baden-West. Sie ist während des priesterlichen Wirkens von Stadtpfarrer Ehmann zu einem Mittelpunkt lebendiger, froher und wahrhaft vollstümlicher Bernhardverehrung geworden. Die Hauptkirche von Baden, die Stiftskirche Unserer Lieben Frau, in deren Chor Bernhards Eltern begraben liegen, hat den Seligen sicherlich in ihren Mauern gesehen. Sie hält das Andenken an ihn wach durch einen im 19. Jahrhundert errichteten Altar und eine schöne Reliquienbüste.

Von einer badischen Markgräfin gegründet und von der markgräflichen Familie stets besonders innig umsorgt, war die Zisterziensinnenabtei Lichtenhal seit jeher mit Bernhard verbunden. Zahlreiche Vorfahren des Seligen ruhen in der Fürstkapelle, die auch die älteste Holzstatue Bernhards birgt. Sie ist, der Überlieferung zufolge, von der Abtissin Margaretha von Baden, einer Nichte Bernhards, in Auftrag gegeben worden.

Die Abtei bewahrt ferner einen kostbaren Reliquenschatz in ihren Mauern, den die frommen Klosterfrauen seinerzeit unter schweren Opfern aus dem vom Staat geraubten Gut der Rastatter Schloßkirche erworben und damit der Nachwelt errettet hatten. In Gemälden, Altarpatronaten,

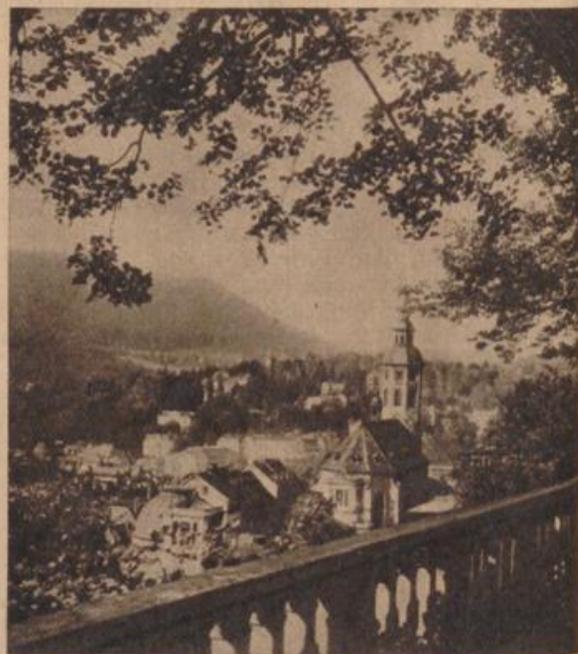
Dokumenten, einer Glocke, Stickerien und auf manche andere Weise ist die allzeit mit wachem Eifer verbundene Liebe zum seligen Markgrafen Bernhard von Baden sichtbar in Lichtenhal festgehalten. So ist das Kloster noch heute in hervorragendem Maße Mittelpunkt und Ausstrahlungsort für eine lebendige Bernhardüberlieferung.

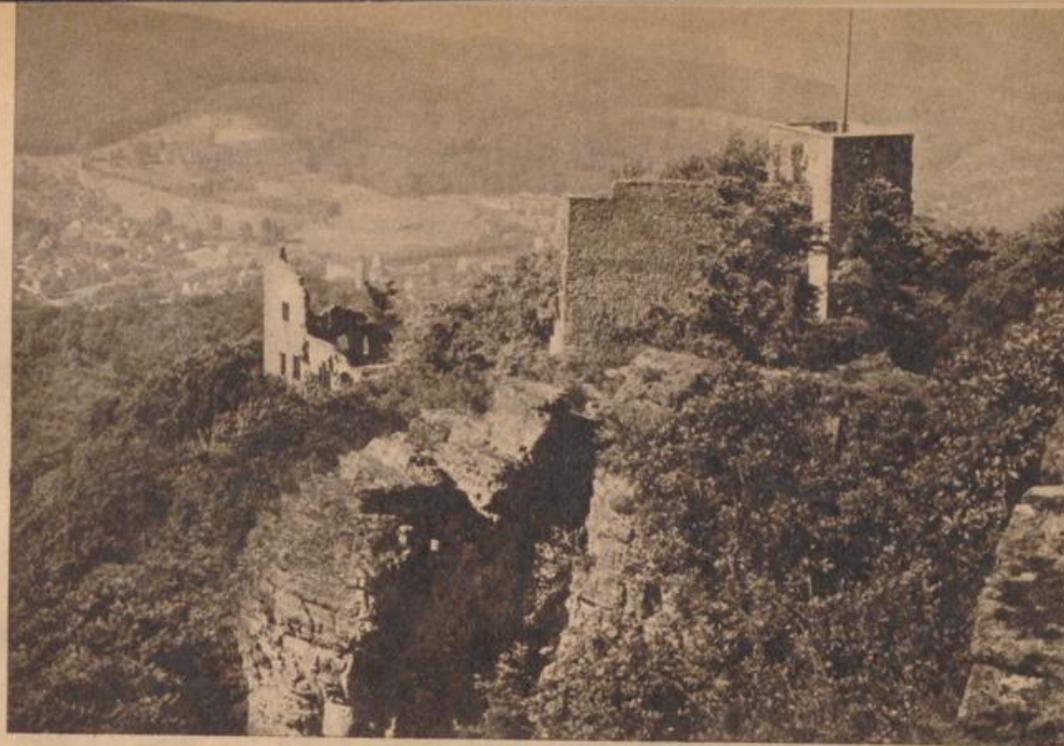
Obwohl einer anderen Konfession zugehörig, haben die Großherzöge von Baden in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts das Andenken ihres heiligen Ahnherrn bedeutend gefördert. Die Bernhardkirche zu Karlsruhe beherrscht noch heute, nach schweren Kriegsschäden, die erst allmählich ausgeglichen werden können, das ganze Bild der großen Hauptverkehrsstraße der Stadt durch ihren hundert Meter hohen Turm. Sie ist auf einem überaus günstig gelegenen Platz errichtet, der damals aus großherzoglichem Hausbesitz gestiftet wurde. Vom Verkehr umbrandet, über die Straße mit ihrem flutenden Leben und ihrem Lärm um ein paar Stufen erhöht, eine Insel des Friedens und der Stille, ist diese Kirche so recht ein Heiligtum, das mitten im Getriebe des Werktags zu betendem Verweilen einlädt. Während in Baden-Baden-West die gepanzerte Figur des Ritters den Turmhelm krönt, schaut sie in Karlsruhe von halber Höhe hernieder, Vertrauen schenkend und heischend.

Auch St. Stephan in Karlsruhe zählte Bernhard zu den Patronen des Hochaltars. Vor der entstellenden „Renovation“ um 1890, die in zwischen — man ist versucht, zu sagen: Gott sei Dank! — ein Raub der Flammen wurde, schmückte ein altes Gemälde von der Meisterhand Mellings den Seitenaltar zur Rechten als Hauptbild. Alte Lithographien lassen den früheren Zustand in seinen edlen Maßen und schlichten Wirkungen gut erkennen.

Auch die Kathedrale zu Freiburg hat den Patron der Erzdiözese mehrfach ab-

Baden-Baden, Stiftskirche Unserer Lieben Frau





Schloß Hohenbaden

gebildet. Das große Chorbogenbild des Nazareners Ludwig Seitz, das die Krönung Mariens darstellt, zeigt Bernhard neben den Heiligen Konrad, Lambert und Alexander. Auf dem Brunnenstock im Chorumgang und in der ersten Kaiserkapelle am Immaculataaltar befinden sich Statuen.

Die alte Pfarrkirche zu Rastatt erhielt nach 1769 den Titel des Seligen. Ein Brunnen auf dem Platz vor der Kirche zeigt Bernhard, in den schon erstarrten Formen des ausgehenden Barock, wie er zum Himmel emporsteigt.

Weitere Kirchen im badischen Land sind dem Seligen geweiht: zu Ottenhöfen, zu Schoppsheim im Wiesental, zu Hierbach auf dem Dachsberg bei St. Blasien. Etwas größer ist die Zahl der einzelnen Gemälde oder Statuen, die von Bernhard Zeugnis geben. Das schönste Bild aus neuerer Zeit hängt im Neuen Schloß zu Baden-Baden. Weitere finden sich in Pforzheim, wo Bernhard während seiner kurzen Regierungszeit residierte, wo auch ein kunstvoller Reliquien-schrein aufbewahrt wird, ferner am Münster zu Konstanz, in Söllingen, Neufas, Kappelwinden, Neuweiler, Achern, Iffezheim, Bühl, Arlen, Bickesheim, Bulach, Ruppenheim, Steinbach, Zell i. B., Offenburg, Emmendingen, Ettlingen, Forbach, Freiburg-Herdern, Waldshut, St. Peter, Mörsch, Ebersteinburg usw. Eine der anziehendsten Bernhardtdarstellungen ist am 1. März 1945 ein Opfer des Luftkriegs geworden: das Deckenfresko im Chor der Liebfrauenkirche zu Bruchsal, wo Bernhard mit hingebungsvoller Gebärde die im Orientkranz aus Rosen thronende Himmelskönigin grüßte.

Alle diese Stätten eines denkwürdigen Lebens und eines jahrhundertalten frommen Kults sind kostbar und der Erwähnung wert. Es ist höchste

Zeit, daß die heimische Geschichtsschreibung sich des Themas bemächtigt und in gediegener, umfassender Form und im Blick auf die Bedürfnisse der Gegenwart die historische Entwicklung der Bernhardverehrung aufzeichnet.

Aber ungleich wichtiger ist es, daß Name und Vorbild Bernhards als wirkende Wirklichkeit in den Herzen der jungen Menschen seines Heimatlandes, ja ganz Deutschlands lebendig wird. Eine wahrhafte Volksbewegung muß sich um die Heiligtümer des Seligen entfalten und das ganze Land in ihren Bann ziehen.

Dieser junge Fürst, der vor 491 Jahren jenseits der Alpen an der Pest starb, in einer sich selbst übersteigenden Treue sein Leben hingebend, ist noch heute so mächtig in seiner Fürbitte, so bereitwillig in seiner Hilfe, so nahe, vertraut und exemplarisch in seinem irdischen Wandel wie zu allen Zeiten seit dem Tage seines Todes.

Viele Erinnerungszeichen, Darstellungen, schriftliche Zeugnisse sind im letzten Weltkrieg untergegangen. Weitere wird die Zeit vernichten. Unzerstörbar aber lebt sein Andenken im Herzen seines Volkes fort, alljährlich erneuert im Rhythmus der heiligen Liturgie.

An uns ist es, an uns allen, die Gestalt dieses tapferen, dem Leben in all seiner Herrlichkeit zugewandten, zugleich aber dem Auftrag Gottes bis zum bitteren Ende gehorsamen Mannes zu unserem eigensten Besitz zu machen und mit dem stillen Glanz unserer Liebe zu umgeben. Dann wird sie unverlierbar für uns sein.

Kirchen sind in Asche gesunken, Statuen zerschlagen, Gemälde verbrannt, Urkunden verloren: solange unsere Herzen für Bernhard von Baden schlagen, wird unser Land in seinem tiefsten und geheimsten Wesen bestehen.

Dr. Dr. Otto B. Roegele



Herzkästlein des Bruhrains

Waghäusel! Die Eisenbahn fährt daran vorüber. Und die Landstraße zieht einen geschwungenen Bogen; das Moor, in dem 1848 die badischen Freischärler von den preussischen Truppen aufgerieben wurden, liegt zu Füßen der hochaufragigen Straße. In der Ferne steht man schwere Rauchwolken der Rheinschlepper über dem unsichtbaren Strome stehen, und dahinter die klaren Konturen des alten Kaiserdomes von Speyer im Morgenglanz des Lichtes.

Waghäusel — es ist wohl ein Häuslein armer Leute an dieser Stelle gewesen, wo der Wagbach in die Sumpfniederung floß. Dieses Häuslein galt als heilig und ehrwürdig, wahrscheinlich deshalb, weil an demselben von alters her das heilige Bild stand und vom Volke verehrt wurde. Um das Bild gegen die Verunehrung zu schützen, wurde es in späteren Kriegszeiten in einem hohlen Eichbaum verborgen und — vergessen. Im Jahre 1435 fand ein Schäfer in einem hohlen Eichbaum ein steinernes Marienbild, zwei Spannen hoch, mit dem Jesuskindelein auf dem linken Arme. Er trug es voll Freude in sein Haus und verehrte es im Gebet und betrachtete das Bild als einen großen Schatz. Als er am folgenden Morgen das Bild nicht mehr in seinem Hause finden konnte, suchte und fand er es wieder in dem gleichen Eichbaume. Er nahm es zum zweiten und zum dritten Male mit nach Hause. Als das Bild immer wieder des Nachts zu dem Baume zurückkehrte, wurde der Schäfer so erzürnt, daß er das Bild in Stücke schlagen wollte. Da hörte er eine Stimme von oben: „Halte ein, zerschlage es nicht!“ Voll Schrecken darüber fiel er vor dem Bilde nieder und bat die Gottesmutter um Verzeihung. Er höhnte dann den Eichbaum zu einem Bildstock aus, stellte das heilige Bild in die Öffnung und verehrte es, auf den Knien betend. Da das Bild an der Straße Speyer—Heidelberg stand, so knieten viele Vorübergehende nieder und riefen die Muttergottes um ihre Hilfe an. Und sie half. Viele Heilungen und auffallende Gnadenweisungen wurden rasch in der alten, ganzen Diözese Speyer bekannt und hatten einen großen Zustrom von Pilgern zur Folge. 1473 wurde dann die erste Kapelle erbaut. Ein Bruder mußte sie besorgen, den wallfahrenden Priestern dienen und den Pilgern beistehen. Der Zustrom der Pilger erzwang dann 1487 die Anstellung eines eigenen Wallfahrtsgeistlichen. 1614 kamen die

Kapuziner zum erstenmal nach Waghäusel, um getreu ihrer vom Ordensstifter St. Franziskus ererbten Marienliebe zur Freude des Volkes mit großem Nutzen an dem Gotteshause bis zum Jahre 1619 zu wirken. Der pfälzische Krieg vertrieb sie, erst 1630 lehrten sie wieder zurück. Doch die Freude währte nicht lange. 1632 kamen die Schweden mit ihren großen Schrecken in die Gegend. Das Gnadenbild wurde in die Festung Philippsburg gerettet. Die Patres wurden während der heiligen Messe vom Altare weg in den Messgewändern in die Gefangenschaft geführt, die Kapelle ausgeplündert, die Bilder verbrannt, und ein großer Greuel der Verwüstung angerichtet. Als auch die Festung Philippsburg von den Schweden erobert wurde, kam das Gnadenbild nach Speyer zu den dortigen Kapuzinern. Die Rückeroberung Philippsburgs brachte auch 1639 die Kapuziner wieder nach Waghäusel. Die Wallfahrt blühte wieder auf, und die Kirche mußte erweitert werden. Und wieder kam Krieg übers Land, und 1688 wurde Philippsburg erobert. Das Gnadenbild wanderte mit den flüchtenden Kapuzinern zunächst nach dem nahen Kirrlach und später nach Heidelberg. Nach acht Jahren erst erlaubte die Beendigung des Krieges die Rückkehr. Die Verehrung des Gnadenbildes war nicht erstorben. Sie lebte wieder neu auf, ja, noch mächtiger als früher wurde sie. Dem berühmten Volkschriftsteller P. Martin von Cochem, der seine letzten Lebensjahre im Kapuzinerklosterlein zu Waghäusel zubrachte (1709 bis 1712), verdankt dies neue Aufblühen viel. Er ist auch hier in der Kirchengruft bestattet. Hohe Persönlichkeiten besuchten das Heiligtum der Muttergottes in Waghäusel, so Prinz Eugen, „der edle Ritter“, Kaiser Leopold I., der fromme Markgraf Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, und seine Gemahlin Augusta, wie all die Fürstbischöfe von Speyer. Sie alle liebten das Heiligtum von Waghäusel. Die schrecklichste Heimsuchung für Waghäusel brachte die sogenannte Säkularisation des beginnenden 19. Jahrhunderts. Das Kapuzinerkloster wurde aufgehoben, der Klostergarten an eine Zuckerrfabrik verkauft und das Kloster abgebrochen. Die Wallfahrtskirche jedoch blieb erhalten, auch die Wallfahrt blieb bestehen. Im Juni 1920 konnten dann die Kapuziner an ihre alte Wirkungsstätte nach über 100 Jahren zurückkehren. Doch kaum waren sie warm geworden, da zerstörte im selben Jahr ein Brand die altehrwürdige Wallfahrtskirche. Nur das Gnadenbild konnte gerettet werden. Doch die Kirche erstand wieder zur Freude der zahlreichen Verehrer der Muttergottes von Waghäusel. Das Idyll von Waghäusel sollte den Unterländern am Herzen liegen. Ein Tag in Waghäusel ist ein Tag der Gnade.

Dr. Karl Strauß

Das Grab am Kaiserstuhl

Novelle von Franz Hirtler

Als im Jahre 1634 während des großen Krieges die Schweden am Oberrhein ihr Glück vor der Feste Breisach versuchten, geschah es, daß ein nicht mehr junger schwedischer Kriegsknecht namens Lars Lindquist des ewigen Krieges müde wurde und, vom Heimweh oder einem anderen Trieb verwirrt, fahnenflüchtig dem Heerhaufen entwich. Im ersten Morgengrauen ritt er nordwärts in das Kaiserstuhlgebirg hinein, das sich hinter Breisach in der Rheinebene erhebt. Ein heißer Tag stieg herauf. Die Sonne sengte, während er auf einsamen Pfaden ritt, seinen Roller und seinen grauen Reiterhut, aber das machte dem Schweden weniger Beschwerden als der Durst, der in seiner Kehle brannte. Vergebens schaute sich der Reiter nach einer Quelle oder einem Bächlein um; er merkte endlich, daß auf dem Kaiserstuhl in der Sommerzeit das Wasser eine so kostbare Sache ist wie in seiner nordischen Heimat der Wein.

Endlich sah er in einem Talgrund vor sich ein halbzerfallenes Dörflein liegen, das ringsum von Rebhügeln umgeben war. Es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob es Achlarren oder Bickensohl war; den schwedischen Reiter kümmerte der Name des Dorfes wenig, er ritt ungefümt durch eine hohle Gasse abwärts in der Hoffnung, daß er in einem Keller an einem vollen Fasse einen guten Trunk werde tun können. Auf langer Kriegsfahrt hatte er gelernt, wie man die Bauern gefügig macht beim Requirieren. Diesmal genügte ein Schuß in die Luft und ein energischer Befehl, um das Gewünschte zu erhalten. Köstlich war es, den goldklaren Lebenssaft über die durstige Zunge rinnen zu lassen. Bei der zweiten Ranne spürte er, wie der Trunk kräftigte und Mut machte. Vier Wochen lang lag er bei den Bauern im Quartier und trank ihnen manches Faß leer. Da besiel ihn die Erinnerung an seine schwedische Heimat; die großen stillen Wälder am klaren Wettersee erschienen ihm im Traume, und das Heimweh ließ dem Schweden keine Ruhe. Er ritt gen Norden auf einsamen Wegen. Ein marodierender Franzose, der bei ihm eine gute Beute zu machen hoffte, trat ihm aus dem Busche entgegen und hob sein Gewehr. Ein Schuß zerriß dröhnend die Stille. Die Kugel streifte den Hut des Schweden. Nun galt es, den Räuber im Nahkampf abzufertigen. Die Schwerter klirrten und krachten. Nach langem, hitzigem Fechten entschied sich der Kampf: der schwarzbärtige Franzose lag tot in seinem Blute.

Es war nichts anderes als allgemeiner Kriegsbrauch, daß Lars Lindquist dem toten Räuber alles abnahm, was er an Brauchbarem bei sich trug, außer einem Paar guten Pistolen vor allem einen mit dicken Goldstücken gefüllten Ledergurt.

Von diesem Abenteurer erholte sich der Kriegsmann beim Wein, den er in einem Dorfe am Ostabhang des Kaiserstuhls in unerschöpflicher

Menge und besonderer Güte fand. Auch hier war kaum noch der vierte Teil der einstigen Einwohnerschaft vorhanden, und allerhand zugelaufenes Volk hatte sich in den verlassenem Häusern eingenistet. Lars Lindquist forderte von ihnen Wein und was er sonst noch zum Leben brauchte. Weil die geängstigten Leute glaubten, der Schwede sei die Vorhut eines größeren Heeres, erfüllten sie seinen Willen.

Da es inzwischen Herbst geworden war, der Wein dem Reiter wohl schmeckte und sich als gutes Mittel gegen Heimweh erwies, beschloß Lars, bis zum Frühjahr sich in dieser gesegneten Gegend aufzuhalten. Er nahm Standquartier in jenem an Wein so reichen Dorfe, und bald war es so weit gekommen, daß die eingeschüchterten Bewohner ihn als ihren Herrn und Vogt anerkannten. Es kann nicht verschwiegen werden, daß der Schwede während des Winters mit einem Kerl, der dem kaiserlichen Heer entlaufen war, oft zum Beutemachen auszog bis tief in die Täler des Schwarzwaldes hinein, und daß er bei diesen Zügen es nicht verschmähte, Goldstücke zu nehmen, wo sie sich auch fanden. Manchmal war Gewalt und Blutvergießen notwendig, um „nehmen“ zu können — so war das Leben in diesen bösen Zeiten. Da wuchs der Schatz an Goldmünzen während der Winterwochen so ins Unsehnliche, daß der Schwede mit seinem Reichtum zwei große Satteltaschen füllen konnte. Schon träumte der verwilderte Soldat wieder von der Heimat und dem Frieden, von einer Hütte fern am Wettersee, darin er als freier Mann den Rest seines Lebens verbringen könnte in gutem Wohlstand und sicherem Besitz eines ganzen Sackes voller Goldgulden.

Aber kaum war Weihnachten vorüber, das Julfest, an dem sich die Sonne wieder zu uns wendet, als Lars Lindquist bemerkte, daß ein böser Gast in das Dorf eingezogen war, gegen den nicht Pulver noch Blei, nicht Schwert und nicht Spieß etwas ausrichten konnten. Man versuchte es, ihn mit Ausräuchern aus den Häusern zu vertreiben oder durch Beschwörungen fernzuhalten, aber immer häufiger mußte man die Männer, Frauen und Kinder, die die Beute dieses grauenvollen Gespenstes geworden waren, hinaustragen auf den Gottesacker, wo die Reihe der frischen Gräber immer länger wurde.

Das war nicht der Tod, den man schon immer gekannt hatte, der Tod, den in Basel der Maler Hans Holbein fast spaßhaft abgebildet hatte, das war ein furchtbarer Würger, der es darauf abgesehen haben mußte, die ganze Menschheit zu vernichten, der Schwartze Tod. Voll Entsetzen flohen die Leute, die sich noch gesund glaubten, aus ihren Häusern; auch Lars griff zu seinen goldgefüllten Taschen und hoffte, auf Bergeshöhe sicher zu sein vor dem unheimlichen Gespenst, das in wenigen Stunden blühendes Leben



tötete. Aber bevor er noch die Anhöhe erreicht hatte, die dem Berg vorgelagert ist, der heute die Katharinenkapelle trägt, fühlte er schlimme Mattigkeit in seinen Gliedern. Nun wußte er, daß er von dem, dem er entfliehen wollte, schon eingeholt worden war. Kaum gönnte ihm der schwarze Kavaliere noch ein letztes wehmütiges Verweilen in der Erinnerung an die ferne Heimat; bei Sonnenuntergang saß der schwedische Reiter, an den Stamm eines Baumes angelehnt, still da. Sein kaltes, schon schwärzlich angelaufenes Gesicht schaute nordwärts, als hätte er nochmals das Heimatland gesehen, wohin seine letzten Gedanken geflogen waren.

Am andern Tage fand ihn der fromme Einsiedler, der oben im Bergwald seine Hütte hatte. Der gute Mann fürchtete sich nicht vor dem Toten und machte ihm dort, wo er ihn gefunden, ein Grab. Die beiden mit Goldstücken gefüllten Taschen, die neben dem toten Kriegsmann lagen, gab der Einsiedler, nachdem er ihren Inhalt erkannt hatte, ohne Zaudern mit in die Grube. Als er das Grab zugeschüttet und für den Unbekannten ein Gebet gesprochen hatte, zimmerte er aus Aststücken ein einfaches Kreuz, an dem dann allein noch der darübergestülpte Reiterhut an den von aller Mühsal des Krieges ausruhenden Schweden erinnerte.

Der Frühling kam und warf seinen grünen Teppich über das Land am Oberrhein und damit auch über das Grab des Schweden. Er tat das mit der gleichen heiteren Laune unter Vogelgezwitzchen und beim Wehen lauer Winde, wie er es seit Jahrhunderten und Jahrtausenden immer getan hatte. Er schien nichts davon zu ahnen, daß während des Winters die Pest in den Dörfern fast alles Menschenleben gelöscht hatte.

Vor dem Auge dessen, dem tausend Jahre sind gleich einem Tag, zogen die Jahreszeiten

über das oberrheinische Land, wie die Wolken Schatten über die Felder huschen an einem Sommertag. In dreihundert Jahren war am Kaiserstuhl neues Leben gewachsen. Er hatte geblüht und Früchte getragen wie immer. Vergessen war die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und die Erinnerung an den Schwarzen Tod wurde zu einer fast unglaublichen Sage. Andere Plagen, andere Sorgen, andere Nöte gingen durch die Häuser der Menschen.

Es kam das Jahr, in dem an einem Sommertag ein Unwetter mit Hagelschlag alles Korn in den Boden hineinschlug, die ganze Ernte vernichtete, und die Rebstöcke in den Weinbergen zu fahlen Gespenstern der Not machte. Womit sollte nun der unermüdete Winzer, der schwerarbeitende Bauer seine hohen Abgaben entrichten und die bitteren Zinsen für das in der Notzeit geliehene Geld bezahlen? Da stand nun vor vielen Haustüren wie ein Schreckgespenst der Gedanke, daß den Bewohnern bald ihr ganzes Hab und Gut, Haus und Hof, Acker und Wiesen würde weggenommen werden zur Befriedigung der Gläubiger. Eine schwache Regierung tat nichts, die schlimme Lage der Bauern zu bessern. All die jahrelange Mühe in den Rebbergen, auf den Feldern und im Haus war dann vergeblich gewesen: als Bettler stand der Sohn auf dem einst vom Vater ererbten Boden!

Solche trüben Gedanken gingen an einem kalten Herbsttage dem Bauersmann Lorenz Kindler durch den Sinn. Er stieg die Anhöhe hinan über die Felder, die in diesem Jahr vom Unwetter verwüstet worden waren. Die Hacke, die er auf der Schulter trug, hatte er ohne eine bestimmte Absicht mitgenommen. Ein dumpfe Verzweiflung trieb ihn aus dem Hause; in allen Sorgen und Nöten des Lebens hatte Lorenz Kindler es sich angewöhnt, jegliche Tätigkeit als das beste Heilmittel gegen alle Nöte anzuwenden. In die Ecke sitzen, mit dumpfbrütenden Gedanken sich vom Elend niederdrücken lassen, das war nicht die Art Lorenz Kindlers. Er wußte nicht, wie er und die Seinen durch den Winter kommen sollten, sah nirgends eine Möglichkeit, die paar hundert Mark, deren Zahlung fällig war, zu erhalten. Was blieb da anderes, als zuzuschauen, wie sein Besitztum unter den Hammer kam? Hatte es noch einen Wert, irgend etwas zu tun auf diesen Feldern oder drunten in seinem Hause? Es hatte keinen Sinn mehr; dennoch stand Lorenz Kindler mit einer Hacke auf seinem Grund und Boden, entschlossen zur Arbeit! Immer gab es etwas zu tun. Umschau haltend, fiel sein Blick auf den Berg, dessen Gipfel die Katharinenkapelle schmückte. Dort oben sollte, wie die Sage erzählte, früher ein Einsiedler gelebt haben. Warum war der Gedanke an jene alte Zeit und den frommen Waldbruder so beruhigend und tröstend für das bedrängte Gemüt Lorenz Kindlers? Er atmete tief. Vielleicht war es gut, das Leben mit seinen Nöten von solcher Höhe aus zu überblicken, wie es jenem Einsiedler einst beschieden gewesen war. Es war aber nicht Lorenz Kindlers Sache, lange Betrachtungen anzustellen. Er nahm



die Hacke von der Schulter. Ein Rübenloch wollte er auf alle Fälle graben, und der Fleck auf dem er stand, war wohl der rechte. Er hatte plötzlich neuen Mut gefaßt; wenn es schon solch ein Leben wie das jenes Einsiedelmannes gegeben hatte, war es doch auch möglich, durch die schlimme Zeit zu kommen, ohne verzweifeln zu müssen...

Während dieser guten Gedanken hatte er schon begonnen zu hacken und zu graben. Der Boden war leicht und mit Sand untermischt. Es freute Lorenz Kindler, daß er für das Rübenloch einen so guten Platz gefunden hatte. Je tiefer er in die Erde hineingelangte, um so dunkler wurde der Boden. Einzelne Steinbrocken von der Größe einer Faust lagen zwischen locker geschichteter Erde. Das Graben war hier geradezu ein Vergnügen. Eine Schaufel holte er nun noch rasch drunten aus dem Schopf. Die Arbeit sollte an diesem Tage noch fertig werden. Der gute alte Erdboden da drunten sollte herausbefördert werden, an das Licht des Tages, das er vielleicht noch nie gesehen hatte.

Aber siehe da, auf der Schaufel des arbeitenden Mannes lag jetzt plötzlich ein gelblicher Knochen. Vielleicht war das ein menschliches Gebein? Aufmerksam blickte Lorenz Kindler auf das Erdreich, das seine Hacke durchschürfte. Wahrhaftig, da waren Spuren, die von Menschen herrühren mußten: rostzerstossene Dinge, ein zerbrochenes Schwert, eine Schnalle, die einstmal vielleicht einen Gürtel geschlossen hatte, und dann wieder Knochen, die zerfielen, wie man sie ansaßte. Das war ohne Zweifel das Grab eines Kriegsmannes. Welch seltsames Schicksal mochte den Burschen auf diese Anhöhe geführt haben? Vorsichtig grub Lorenz Kindler weiter, voller Neugierde auf das, was sich noch finden werde. Da stieß seine Hacke auf etwas Hartes, das leise klirrte wie die Scherben eines zerbrochenen Topfes. Verwundert griff er in die lockere Erde und hielt etwas Rundes in seiner Hand,

von dem sich die sandige braune Kruste leicht entfernen ließ. Darunter schimmerte es gelblich.

Das war Geld, altes Geld, ja ein richtiges Goldstück! Sorgsam säuberte der glückliche Finder die Münze: das Bildnis des Kaisers Rudolf des Zweiten zeigte sich auf der einen Seite, auf der anderen der Reichsadler. Es war ein Prager Dukaten vom Jahre 1594; erst später erfuhr Lorenz Kindler von einem Münzkenner diese Tatsache. Vorläufig steckte er den Goldfuchs in die Tasche und griff wieder zur Hacke; es war immerhin möglich, daß noch mehr solche alte Münzen im Erdreich steckten, wenn vielleicht auch nur alte Taler oder kleine Silbermünzen. Aber es kam anders. Aus krümeligem Sand konnte er nach und nach einen ansehnlichen Haufen von Münzen herauslesen, und alle diese Stücke waren aus Gold! Einen Schatz hatte er gehoben, dessen Wert er jetzt noch gar nicht zu beurteilen vermochte! Mehr als zweihundert Stücke zählte er mit zitternder Hand. Welch ein Glücksfund! Nun brauchte er keine Sorgen mehr zu haben um sein Hab und Gut; er konnte mit barem Geld bezahlen, ja sogar mit Gold!

Ein Professor aus der Stadt untersuchte nach einigen Tagen die Fundstelle und die ausgegrabenen Münzen und konnte feststellen, daß es sich um ein Soldatengrab aus dem Dreißigjährigen Kriege handelte. Ja, er sprach angesichts der Überreste des Schwerts die Vermutung aus, daß es ein Schwede war, der hier seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Ganz unerklärlich aber blieb es, warum man einst dem Toten diese gewaltige Geldsumme, die vielleicht das Beutegeld aus vielen Kriegsjahren war, ins Grab gelegt hatte.

Lorenz Kindler sammelte, was vom Gebein des Soldaten noch übrig war, begrub die Überreste einige Schritte neben der Fundstelle und errichtete dort ein einfaches Kreuz mit der Inschrift:

Ein unbefannter Soldat.

Vor drei Jahrhunderten ereilt ihn hier der Tod, Mir half er heut aus schwerer Sorg und Not.

L. K.
1930



Erich Vollmar, 1896 bis 1948

Ein Leben im Dienste des katholischen Schrifttums

Im Dienste des katholischen Schrifttums zu stehen, bedeutet zu allen Zeiten wichtige Sendung und verantwortungsvolle Verpflichtung. In den Jahren eines harten Kirchen- und Kulturkampfes aber Leiter eines katholischen Verlages zu sein, verlangt Männer von außergewöhnlicher Treue und unbeirrbarem Zielbewußtsein. Verlagsdirektor Erich Vollmar war einer von ihnen.

Lange Jahre hindurch — und was für ereignisreiche, kampferfüllte, bewegte Jahre!

— stand er an der Spitze der Badenia, Verlag und Buchdruckerei, A.-G., Karlsruhe. Eine von Arbeit erfüllte Laufbahn hatte ihn für diese Tätigkeit vorbereitet. Am 27. Januar 1896 als Sohn eines Regierungsrats in Leutkirch im Allgäu geboren, wählte er sich das Verlagsfach zum Lebensberuf. Der erste Weltkrieg, in dem er eine schwere Verwundung erlitt, riß ihn aus der Ausbildung heraus. Das Leipziger Buchdruckertechnikum, Verlage und Druckereien in Ravensburg, Konstanz, Hildesheim und Augsburg wurden die weiteren Stationen seines beruflichen Werdegangs. 1930 wechselte der Prokurist und Betriebsleiter des Haas-und-Grabherr-Verlages, Augsburg, nach Karlsruhe über, wo er die Verlagsdirektion der Badenia A.-G. übernahm.

Den Lesern des St.-Konrads-Kalenders und den Freunden des St.-Konrads-Blattes ist Erich Vollmars Name bekannt. Die Herausgabe gerade dieser Veröffentlichungen machte sich der rührige Verleger zu seinem besonderen Anliegen. Große Sorgfalt wandte er auch den übrigen Verlagszeugnissen zu. Der „Badische Beobachter“, das „Oberheinische Pastoralblatt“, Kirchen- und heimatgeschichtliches Schrifttum, Werke zu religiösen Gegenwartsfragen, sie alle sind unter Vollmars Leitung erschienen. Das vergangene System bereitete den meisten von ihnen ein jähes Ende. Jäh verteidigte der Leiter der Badenia Meter um Meter Boden. Während der „Badische Beobachter“ alsbald eingestellt wurde, um ihn nicht kirchenfremden Einflüssen zugänglich zu machen, gelang es Vollmars Tatkraft, das Bis-

tumsblatt für die Erzdiözese Freiburg, das St.-Konrads-Blatt, noch Jahre hindurch erscheinen zu lassen. Ende Mai 1941 fiel allerdings auch es den kirchenfeindlichen Maßnahmen der damals Verantwortlichen zum Opfer. Trotz aller Schikanen und Bedrohungen wirtschaftlicher

Art vermochte Vollmar den Verlag durch das Jahrzwölft 1933-1945 zu steuern.

Wieder riß ihn ein Weltkrieg aus seinem Planen und Schaffen. Das zweite Völkerringen führte Vollmar nach dem Westen, nach dem Osten und Südosten. Verwundung und Kriegsgefangenschaft wurden sein von Millionen geteiltes Los. Nach der Heimkehr widmete er die ganze Kraft dem Neuaufbau. Schwere Kriegsschäden mußten beseitigt werden. Die Verlagsarbeit bedurfte neuer Grundlagen. Im Januar 1946 endlich erhielt Erich Vollmar die Lizenz zur Herausgabe des St.-Konrads-Blattes. Das „Oberheinische Pastoralblatt“ folgte. Die „Karlsruher Hefte“ der

Katholischen Arbeitsgemeinschaft erschienen. Das eigene Verlagsprogramm wurde erweitert und ausgebaut. Es diente der Beantwortung dringender religiöser Zeitfragen wie der Pflege guten Unterhaltungsschrifttums. Wieder forderte die Zeitlage, die Papiernot, die Zonengrenze ein erhöhtes Maß an Arbeit und Kraft. Direktor Vollmar brachte es auf. Mancher verlegerische Plan harnte seiner Verwirklichung in naher Zukunft. Eine seiner letzten Freuden war es, die Aufhebung der Zonengrenzen für das St.-Konrads-Blatt noch zu erleben. Sie machte es nach jahrelangen, stets wiederholten Bemühungen endlich möglich, das Diözesanblatt auch seinen treuen Lesern im südlichen Teil der weiten Erzdiözese wieder zustellen zu können, und die Besserung der Papierlage ließ den Übergang vom vierzehntägigen zum wöchentlichen Erscheinen zu.

Da setzte — am 25. September 1948 — ein Verkehrsunfall unerwartet seinem irdischen Leben ein Ende. Seine charaktervolle, tief religiöse Persönlichkeit bleibt unvergessen als das Vorbild eines Wegbereiters und Bahnbrechers des katholischen Schrifttums. S.

